

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dienstag, den 19. May 1835.

60

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Abwärtsige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Erzählung.)

*What were the world or other worlds, or
all the brightest future, without the sweet
past: thy love.*
Lord Byron.

Obwohl noch jung hatte ich dennoch viel erfahren, viel gefunden und verloren, errungen und entsagt, als ich, des Lebens in der großen Welt überdrüssig, mich in die Einsamkeit meiner Güter zurückzuziehen beschloß. Die Jahre, in denen man berechtigt ist, Lust und Genuß als Lebenszweck zu betrachten, waren an mir vorübergerauscht, ich war Mann geworden und fühlte den Drang in mir, wirkliches thätiges Mitglied in der menschlichen Gesellschaft zu werden, deren Ehrenmitglied ich bis jetzt gewesen war. Die Stellung, die mir das Schicksal angewiesen hatte, war der Art, daß ich hoffen durfte, mein ehrlicher fester Wille, fortan nur im Beglücken Glück zu finden, werde nicht durch äußere Verhältnisse in seinen Wirkungen gehemmt werden. Mit leichtem Herzen sagte ich der Residenz, in deren Geräusch und Zerstreuungen ich so manches Jahr versplitterte, Lebewohl, und eilte so schnell als möglich nach meinem lieben Amalienruhe, wo ich meinen Oheim und seine Tochter zu finden wußte, die, da meine Mutter gewünscht hatte, beyde stets um sich zu haben, schon seit langer Zeit auf diesem Gute lebten und auch nach dem Tode meiner theuren Mutter Bewohner desselben geblieben waren.

Mein Herz pochte stürmisch, als ich mich dem Ziele meiner Reise näherte; was meine Kindheit an frohen und trüben Erinnerungen barg, erwachte hier in frischer Lebendigkeit. Hier ruhte mein Vater, dessen ich mich nur dunkel mehr erinnerte, hier war das Grab meiner Mutter. O meine Mutter, du bist gestorben, da ich durch weite Räume von dir getrennt, nicht einmal den letzten traurigen Trost genießen konnte, dich in meinen Armen verscheiden zu sehen. Noch schwebt dein Bild vor mir, so rein, so herrlich, so verklärt, wie sonst kein Bild eines Weibes.

Pferdegetrapp weckte mich aus meinen Träumereien, ich blickte aus dem Wagen, ein einzelner Reiter sprengte mir entgegen und rief meinem Postillon

zu, er solle halten. In wenigen Augenblicken hatte er uns erreicht, sprang vom Pferde und mit dem Ausruf: „Ernst, mein lieber Ernst!“ zu mir in den Wagen, in meine Arme.

Es war mein Oheim, der, von meiner Ankunft benachrichtigt, mir entgegengeeilte war. Die Herzlichkeit seines Empfanges, seine unverstellte laute Freude mich wieder zu sehen, war mir, der ich in meinem Weltleben diese innige Gutmüthigkeit so oft und so schmerzlich vermist, höchst wohlthuend. Ich Thor, der ich so lange und sehnlich gesucht hatte, was mir so nahe lag! Wo konnte ich ein Herz finden, treuer und edler als meines Oheims? wo einen Geist, aufgeklärter und gebildeter als den seinigen? Er war der würdige Bruder meiner Mutter; was standen mir für heitere glückliche Tage bevor, wenn seine Tochter ihm auch nur halbwegs gleich, und wie sollte sie das nicht? hatte ja doch meine Mutter sie erzogen.

Mein Oheim hatte sein Pferd dem Reitknecht übergeben und fuhr mit mir die kleine Strecke bis zum Schlosse, wo uns meine Cousine Fanny bereits an der Treppe erwartete. Mit einem Freudenschrey slog sie an meine Brust, und gab mir die herzlichen freundlichen Namen, die wir uns einst in unseren Kinderspielen beygelegt. Sie war recht hübsch, recht allerliebste geworden, und hatte dabey jene Natürlichkeit, jene Einfachheit beybehalten, die so unendlich viel zur weiblichen Liebenswürdigkeit beytragen.

Fanny hatte mit hausmütterlicher Sorge Alles auf meinen Empfang vorbereiten lassen, ich fand meine Zimmer auf eine Weise eingerichtet, die mir so zusagte, daß es mir war, als hätte ich das Ganze selbst so angeordnet. Es gibt Frauen, welchen ein ganz eigener Tact, einen sechsten Sinn möchte ich ihn nennen, angeboren ist, der sie immer unmittelbar das Rechte treffen läßt, und diesen besaß Fanny. Obwohl ohne Kenntnisse der Welt und der Menschen, besaß sie die Gabe mit Menschen umzugehen, und ohne der Selbstständigkeit ihres Wesens etwas zu vergeben, immer in den Ton dessen einzustimmen, welcher jenem, mit dem sie sprach, am meisten zusagte. Bald hatten wir die Recapitulation unserer Kinderjahre geendet, wir sprachen nun von der Zeit, da ich Amalienruhe verließ, um die Universität zu beziehen. Sie erzählte mir, wie viel meine Mutter durch die Trennung von mir gelitten hatte; helle Thränen traten ihr in die klaren braunen Augen, als sie mir dann weiter berichtete, wie meine Mutter immer schwächer und schwächer geworden, bis sie endlich sanft erlöschend den reinen Geist aushauchte, wie noch ihr letzter Laut mein Name gewesen sey. Die Nührung drohte sie zu überwältigen, als sie plötzlich abbrechend, um mir durch ihre Thränen nicht wehe zu thun, mich aufforderte, ihr doch auch recht genau und umständlich zu erzählen, wie es mir in der ganzen langen Zeit ergangen sey.

„Das wird in wenig Worten gesagt seyn, liebe Fanny,“ erwiderte ich. „Ich bin viel gereist, habe viel gesehen, viele Menschen kennen gelernt, und bin dadurch schwerlich besser und gewiß nicht glücklicher geworden.“

„Sieh doch einmal Vater,“ lächelte Fanny mit gutmüthigem Spott, „unser Ernst ist ja ganz Misanthrop geworden; nun wir wollen schon dafür sorgen, daß daraus Misanthropie et Repentir wird.“

„Gewiß wird Ernst,“ erwiderte mein Oheim, „seinen Trübsinn, den ich schon längst in seinen Briefen bemerkt, und zu welchem er doch schwerlich so große Ursachen haben mag, ablegen, wenn erst eine einfache Lebensweise

und geregelte Thätigkeit ihre Ansprüche auf ihn geltend machen werden.“ — „Das hoffe ich, das erwarte ich,“ rief ich mit übereinstimmendem Gefühle. „Wo dürfte ich hoffen, innere Klarheit und Ruhe zu finden, wenn nicht bey Euch, die Ihr mir am nächsten steht? Bey Euch, Ihr lieben guten Menschen!“

Ich hatte nun schon mehrere Wochen in Amalienruhe zugebracht und begann einzusehen, daß auch hier nicht der Ort sey, wo ich die gehoffte Zufriedenheit, die Ausfüllung jener Leere, die mich in steter Unruhe umhertrieb, finden würde. Ich hatte das Ganze in der Ferne so schön und reizend ausgemalt; den Zustand meiner Güter wollte ich verbessern, die Lage meiner Unterthanen erleichtern — ich war zu spät gekommen. Mein Oheim hatte Alles in den besten Zustand zu sehen gewußt, überall fand ich die größte Ordnung und Klarheit.

Die erste Gratulation des Wiedersehens war vorüber, die mir in meinen Verwandten überirdische Wesen zeigte. Nicht, daß mein Oheim nicht ein edler, vortrefflicher Mann gewesen wäre, wie es deren nur wenige gibt, aber er stand meinem Alter und der Art und Weise meines Empfindens zu ferne, als daß eine so vertraute Annäherung, wie sie allein die Einsamkeit zu verschönern vermag, möglich gewesen wäre. Fanny war ein holdes, gutes Geschöpf, aber eines jener Gemüther, welche einem offenen Buche gleichen. Man liest das Buch recht gerne durch, gedenkt auch wohl oft und freundlich des lieblichen Inhaltes, legt es aber doch bey Seite, wenn man es geendet.

Sie war mir so werth, so theuer, als eine Schwester dem zärtlichsten Bruder seyn kann, allein, wenn auch die heiße, glühendste Leidenschaft für die Geliebte nur selten ein Männerherz ganz auszufüllen vermag, wie sollte Bruderliebe dazu vermögend seyn? Schon war ich entschlossen, eine Änderung in meiner Lage zu treffen, als ein für mich, wie für Alle, die mich umgaben, höchst einflußreiches Ereigniß in mein Leben trat.

So soll ich nun von dir sprechen, du wunderbare Zeit der Schmerzen, du Zeit der höchsten unendlichsten Lust! von dir, die mein ganzes Leben umfaßt, deren ich noch, da Jahre seitdem verfloßen, mit heißer Sehnsucht, mit Borne und Verzweiflung denke! Clary! meine Clary! sagt nicht der Name der Geliebten schon Alles? O der Allmacht der Liebe! Meine Seele, unendlich, unsterblich wie Gott, ist bewegt, erschüttert, vernichtet von dem einzigen Wort, von dem armen Laut Clary!

Nicht im Gewühl, nicht im alltäglichen Treiben des Erdenlebens habe ich dich gefunden; ich fand dich im Gottestempel, am Fuße der Altäre, als deine erschöpfte duldende Seele Trost und Kraft in den Wunden des Gekreuzigten holte. Noch sehe ich dich vor mir, wie ich dich bey unserem ersten Zusammentreffen sah, das edle Haupt in den Staub gebeugt, die holde Gestalt von schwarzem Gewande umflossen, starr und bewegungslos in glühendes Flehen der Andacht versenkt. Es war eben stiller Freytag, die Dorfkirche war ungewöhnlich lang offen geblieben, ich war im Vorübergehen hineingetreten, um einer frommen Regung meines Innern zu gehorchen, ich hatte dich erblickt und war geblieben. Dein Diener hatte sich zum Eingang der Kirche zurückgezogen. Niemand war darin als du und ich. In dein Anschauen versunken blieb ich von dir unbemerkt vor einem Pfeiler halb verborgen stehen, nie hätte ich es gewagt dich zu stören. Unverwandt blickte ich in dein Antlitz, — o wie schön, wie

unendlich mehr als schön warst du! Du hast lange und innig gebethet, deine Seele lag in deinen stehend gen Himmel gerichteten Augen, in dem leisen schmerzlichen Beben deiner Lippen. Endlich erhobst du dich, und winktest deinen Diener herbey. Der Weg zur Kirchenthür führte dich an mir vorüber; ich trat aus dem Dunkel meines Verstecks hervor, um dich, du Lichterscheinung, noch einmal zu betrachten. Hestig erschreckt wichst du einen Schritt zurück, deine Knie bebten, du warst dem Sinken nahe, da stützten dich meine Arme, da ruhest du einen kurzen Augenblick an meiner Brust, — ich glaubte zu vergehen in Seligkeit — dann entwandest du dich meinen Armen, grüßtest ernst und gefaßt, und schrittest aus der Kirche. Noch einmal wandtest du dich um, und sahst, daß ich dir gefolgt war; lang und schwer ruhte dein Blick auf mir, dann rollte ein Wagen herbey, man hob dich hinein, und in wenigen Augenblicken warst du meinen Augen entschwunden. Ich stand allein.

Ich eilte nach Hause, meine Phantasie war in der lebhaftesten Aufregung. Wer mochte die seltsame, wunderbare, anziehende Erscheinung wohl seyn? Fanny sollte mir darüber Aufschluß geben.

Kaum zu Hause angelangt, fragte ich nach ihr, sie war bereits zu Bette gegangen. Also bis morgen sollte ich noch warten. Ich fand keine Ruhe, immer stand das Bild der Unbekannten vor meinen Augen, weckte alle Schmerzen, die ich je erlitten, wieder auf, und sprach mir von den tiefen Leiden, die sie selbst erduldet. Das war nicht der Blick, nicht die Stimme der Glücklichen. Die Todesblässe des Antlitzes, der streng geschlossene Mund, der ernste, schwere Blick der dunklen Augen, das gleichsam Schmerzgeknickte der hohen Gestalt, — es lag eine Geschichte voll tiefer zerreißender Schmerzen in diesen Formen. Ich ließ meiner Phantasie den Zügel schießen, bald erblickte ich in der Unbekannten einen Engel, der, aus dem Himmel verbannt, um auf des Erlösers Grab zu trauern gekommen war, und der sich nun schmerzlich sehnte nach dem Lichtglanze seiner Heimat. Endlich gehorchte der Geist dem Bedürfnisse des Körpers und ich entschlummerte. Mein Herz klopfte heftig, als ich am nächsten Morgen Fanny im Garten traf; von ihr sollte ich nun erfahren, was zu wissen meine Seele sich sehnte. Sie bot mir freundlich guten Morgen, neckte mich, daß ich sie noch gestern zu sprechen verlangt, und wollte endlich wissen, was ich ihr eigentlich zu sagen gehabt hätte.

Ich erzählte ihr den Vorgang des vorigen Abends, beschrieb ihr meine Unbekannte und fragte sie, um mein Gefühl zu verbergen, mit anscheinender Neugierde, wer das wohl seyn möge? — Sie sann einen Augenblick nach; plötzlich ernst werdend fragte sie: „Hohe Gestalt, schön, aber sehr bleich, ganz schwarz gekleidet?“ und mit einem Seufzer setzte sie hinzu: „dann ist es wohl Niemand anders, als Gräfinn Clary Wahlburg.“

„Seit dem Tode ihres Gemahls bewohnt sie ein Landhaus, das sie eine halbe Stunde von hier besitzt. Sie soll sehr geistreich, sehr lebenswürdig seyn; um so sonderbarer ist die Lebensweise, die sie sich hier vorgeschrieben zu haben scheint. Denke dir, Ernst, nun ist die junge schöne Frau beynähe zwey Jahre hier, und hat noch keinen Besuch weder empfangen noch gemacht. Mein Vater hoffte anfangs, ich werde in ihr eine Freundin, wenigstens eine Gesellschafterinn finden und versuchte darum, eine Annäherung zwischen uns zu Stande zu bringen. Das war aber eitle Mühe; die Wahlburg wußte mit der größten Artigkeit und Feinheit auszuweichen, und wir sind

uns noch immer so fremd als am ersten Tage ihrer Ankunft. Hätte deine und meine Mutter mich nicht gelehrt, nie dem Schein zu trauen, wäre der Ruf der Wahlburg nicht so unbefleckt und ihr ganzes Benehmen weniger rein und würdevoll, so wäre ich beynahe versucht, in einem Verbrechen den Grund ihrer steten tiefen Trauer zu suchen.“

„Fanny,“ rief ich entsetzt, „wie magst du so lieblos urtheilen? Vielleicht gilt die Trauer der Unglücklichen dem früh hingegangenen Gatten.“

„Das glaubt man allgemein, aber ich kann es nicht denken,“ entgegnete Fanny. „Ihr Gatte war, wenn man dem Gerücht Glauben beymessen darf, eben nicht sehr liebenswerth, sie hat ihn, wie man sagt, nur geheirathet, um dem Willen ihrer Verwandten zu gehorchen. Überdies halte ich die Wahlburg für viel religiös, um nicht, hätte sie ihren Gatten auch noch so innig geliebt, in seinem Tode selbst den Willen anzubethen und sich ihm mit Fassung zu ergeben. Bey solchem Gram macht ja doch endlich auch die Zeit ihr Recht geltend, aber hier scheint sie alle ihre Macht verloren zu haben; denn noch ist die Trauer der Wahlburg so tief, ja wo möglich noch herzzerreißender, als an dem Tage, da ihr Gatte fiel.“

„Fiel? blieb er in der Schlacht?“

„Nein, wahrscheinlich im Duell, niemand weiß darüber. Ein seltsames Räthsel scheint über den ganzen Vorfall zu schweben, man weiß nicht, wer des Grafen Gegner war. Er war todt mit zerschmetterter Brust gefunden, man durchsuchte sein Portefeuille, seine Papiere, nirgends war eine Herausforderung zu finden. Niemand von seinen Leuten wußte, ob er ein Billet empfangen habe. Die Gerichte boten Alles auf, dem Mörder des reichen angesehenen Grafen auf die Spur zu kommen. Alles war vergebens. Gleich nach jenem traurigen Vorfall verließ die Wahlburg die Stadt und zog hieher. Nie hat sie die Trauerkleider abgelegt, sie scheint ihr ganzes Leben der Andacht und dem Wohlthun weihen zu wollen. Bey allem dem kann ich aber doch ihr menschenfeindliches Zurückziehen weder entschuldigen noch billigen. Aber was seh' ich, Ernst,“ fügte sie betroffen hinzu, „du bist ja über meine Mittheilung ganz düster geworden. Was ist dir, was geht dich die Wahlburg an?“

„Wie magst du so fragen, Fanny,“ erwiderte ich im Innersten verlegt. „Verdient denn der den Namen Mensch, dem das Unglück Anderer nicht nahe geht? Unglückliche Wahlburg, so jung, so schön, so elend. Ich könnte dich hassen deiner herzlosen Frage wegen.“

„Nun das war verständlich genug,“ erwiderte Fanny gereizt. „Ich habe gewiß Mitgefühl mit wirklichen Schmerzen, aber Träumer und Grillenfänger muß man sich selbst überlassen, und so werde ich es auch künftig mit dir machen.“ Mit diesen Worten entfernte sie sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

München, im März 1835.

(Fortsetzung.)

Die Allopathen und Homöopathen lieferten kürzlich im Landboten und in der Landbotkin — als wären diese beyden Blätter die würdigsten Organe der Wissenschaft — zur Belehrung des Publicums einige Scharmügel.

Allein, weder das Allo noch das Homöo, sobald es das Pathos angehängt hat, ist ein Gegenstand für ein Carnevalsreferat, das Ihnen den schönen Maskenzug

vom 2. März im königl. Hoftheater — „das Wallenstein'sche Lager“ — darstellen sollte. Wie man versichert, wurde auf allerhöchste Veranlassung von den hier wohnenden Künstlern dieser Maskenzug ausgeführt. Er übertraf alle Erwartung.

Nur Künstler vermögen ein so completes Tableau mit dem treuen Colorite vergangener Jahrhunderte darzustellen und durch Wahrheit des Costums das Characteristische derselben mit frappanten Farben bis zur lebendigsten Täuschung hervorzubeben. Das Lager, seine großen Massen, sein bewegtes, buntes Leben; alle Rangabstufungen, jede der Zeit eingeprägte Eigenthümlichkeit in Gewändern, Uniformen, Trachten und Waffen, mit allen Schattirungen des tumultuarischen Treibens im offenen Felde, unter dem Gezette, in allen wechselnden Gruppierungen, bewegte sich vor uns in kriegerischer Regsamkeit, und der große Feldherr stellte sich uns eben so wahrhaft dar, wie die Marqueterendin, der Oberste eben so täuschend, wie der Soldat, der mit seinem hölzernen Bein dem Heerhaufen zubinkt, als lockte ihn des Friedländers Name, auch noch das zweyte Bein zu verlieren. Die pünctlichste Ordnung zeichnete die Züge aus, und wir erinnern uns mit Vergnügen dieses Carnevalsabends, der eine so wichtige Vorzeit und ihre interessanten Erscheinungen unter dem rauschenden Waffengetümmel an uns vorüberführte.

Wenn solchen Festen Sinn und Bedeutung inwohnt, sind sie immer des Erfolges, des ungetheilten Beyfalls sicher. Vom königl. Hoftheater, wo vor der Loge Sr. Maj. des Königs von dem Maskenzuge ein Lied, ein musicalischer Prologus, abgesungen wurde, den Se. Majestät mit Wohlgefallen aufgenommen hatte, bewegten sich die Wallensteiner in schöner Ordnung nach dem Odeon.

Unser Carneval ist nun begraben und wir kehren wieder aus dem Rausche des Sinnenrauschs in die stillen Räume des zurückgezogenen, geräuschlosen Lebens zurück. München bietet wenigstens dem Verehrer und dem gebildeten Beschauer der bildenden Kunst reichen Entschädigungssstoff, und wen der rauhe Wintersturm genirt, der flüchtet nach dem Bazar und von dort in das ruhige Athenäum, das über eine Treppe immerfort neue Kunstschätze einschleift, ich meine den Kunstverein, der mit erfreulichem Gedeihen fortblüht. Dort können Sie bequem, unter den wärmenden Strahlen und dem erquickenden Lichte der Kunst — der Maseren — von einem Gemälde zum andern, von einem Tableau zum andern ruhig betrachtend wandeln, und im Hauche frischer Farben sich in den ewig jungen Frühling der blühenden Phantasie poetisch hineinschwärmen. Die äußerst zahlreichen Mitglieder dieses Kunstvereins, deren Kreis nicht nur alle Künstler, sondern auch einen sehr großen Theil der königl. Beamten, Personen von hohem Range und selbst Fremde aufnimmt, genießen den Vortheil, daß die Gemälde, Statuen u. s. w. unter ihnen verloolet werden, und so kommt Mancher, dem das Glück geneigt ist, in den Besitz eines oft ausgezeichneten Meisterwerkes. Unter dem Schutze und dem mächtigen Einflusse Sr. Majestät des Königs entwickelt sich allmählig ein großartiges, weit umfassendes, künstlerisches Wirken, das einst als eine ruhmvolle Epoche in Bayerns Geschichte glänzen wird. Uns in München berühren daher die politischen Ereignisse wenig oder gar nicht, und uns ist weit mehr daran gelegen, daß Shakespeare von den Bretern, welche die Welt bedeuten, zu uns spreche, als Abencromby; daß uns Sanzio Urbino oder Correggio die Ideale ihrer Kunst vorhalten, als daß die Frauenbilder einer politischen Fraction und die verzerrten Gestalten politischer Dissenters den Himmel unserer schönen Träume entstellen.

Sollte am Ende alles Kammern und Parlamentiren die Ruhigen und Besonnenen nicht anfehlen? Dieser im neunzehnten Jahrhunderte erneuerte Kampf der kleinen Giganten gegen den Olympus ist übrigens nichts als ein Zungenkampf, der durch Europa raschelt, und höchstens den Börsenspeculanten, aber nie den Völkern frommt! Ein ruhiges Schaffen und Wirken im segnenbringenden Gebiete der Kunst und der Industrie; ein freundlicher Zusammenklang der Gesinnungen und ein offenes Entgegenkommen aller Stände, die ein neues Band zusammenknüpfen, dürfte endlich als die einzige und höchste Aufgabe betrachtet werden, welche die anmaßlichen Stimmführer der Nationen zu lösen haben. — Allein wir kennen solche, die mit glänzenden Tiraden links und rechts sprechen — im Herzen den crassesten Egoismus — um sich den äußeren Herzstreck mit einem Ordensbände zu schmücken oder ein Portefeuille zu erhaschen.

Daber ist uns in München so wohl, wo Se. Majestät der König einen Kunststempel nach dem andern erbaut, die auserlesensten Kunstschätze zur Beschauung großmüthig ausstellt, und uns auf höhere Bestimmungen hinweist, die den Welt- und den Staatsbürger mit sich selbst und mit seinen heiligsten Interessen verständigen. Dieses geräuschlose

aber doch großartige Wirken in der Kunst, vereint mit der Belebung der Industrie, führt uns wie eine stille, heilige Gewalt auf die rechte Bahn und erweckt den Drang nach innerer Befriedigung und Ruhe. Freylich hat man auch jenseits des Rheines eine Poesie — man erblickt Gemälde und Statuen; aber diesen wie jenen drückt sich immer der bewegliche Geist der Parteyungen, der politischen Zerrissenheit und der fochenden Gährung auf. Die Victor Hugo's und die Dumas'schen romantisirende Eocentricitäten auf, und in dem Drama: „Maria Tudor,“ wie in dem Texte und dem theatralischen Bauwerke der Oper: „Robert der Teufel“ beweiset die transrhenanische Dichtkunst, daß sie auf Um- und Abwegen das verloren gegangene Kleinod der Romantik wie ein rasender Poltergeist zu suchen bemüht ist. — Die Poesie stimmt den Menschen, den inneren, seine Gemüths- und Geisteskräfte zur Harmonie; übt sie über das Individuum diese Gewalt aus, warum nicht auch über eine Millionen starke Gesamtheit, die doch nur wieder, als ein Ganzes betrachtet, selbst ein Individuum ist? Allein, wo die heilige Scheu vor dem Himmlischen nicht wie ein mildleuchtendes Licht, sondern wie eine Tartarusflamme über die Köpfe wild lodert, wo sie nicht wie das erquickende Lebenslicht eingeathmet wird, sondern wie ein verzehrender Brand nur Kaseren erregt, ist an die Wiederkehr der ächten Poesie nicht zu denken, wenn auch Lamartine wie ein schön lodender Sonnenwend-Leuchtwurm in seinen „Méditations“ auf jene geheimnißvollen Höhen seinen aufgeklärten Landeleuten hindeutet, wo die poetische Anschauung der Welt thront. — Aber sie befreunden sich nun vollends mit Deutschlands Dichtern — mit Göthe, Schiller, Jean Paul — und sogar mit dem rüstigen Spieß. Sie finden Gelegenheit, wofern die poetischen Elemente oder das heilige Elementarfeuer der Poesie wie das Oel verflöhennd die thätigen Gährungsfluten beschwichtigt, durch die Magie unserer Dichtersheroen Göthe und Schiller den Talisman zu entdecken, der sie wie jener Morgenstern zur Wiege des Heiles führt. Allein eher verflöhennt sich das ganze deutsche Volk seinem Gange gemäß mit dem Genius der französischen Literatur, als zehn Franzosen mit dem Geiste der deutschen Poesie. Nephiskopheles in Göthe's „Faust“ wird dem Scepticism der Franzosen wie ein homme du salon — das gemüthliche, tiefsinnige Grethchen aber wie eine soour grise erscheinen. Wie wollen sie aber die lahyrntischen Phantastereyen eines J. P. Richter mit ihrem Charakter amalgamiren, der nur in der Politik, aber nie im Humor tief ist?

Ich verlasse den Weg dieser Betrachtungen und lenke wieder zum „blumigen Isarfrande“ ein, wo ein ruhiges, besonnenes und freundliches Wirken jeden Gährungsstoff unterdrückt, wenn ja irgend eine je denkbar gewesen, da sich unser Charakter, wie überhaupt der Gesamtcharakter deutscher Völker, in seiner angesammlten Keinheit und Offenheit zur Freude bewährt.

Unsere Hof- und Nationalbühne gab im Laufe des verwichenen Monats, den der Carneval größtentheils verschlang, nicht viel Neues. „Maria Stuart,“ „Otto von Wittelsbach“ und — „Belisar“ sind die classischen Gaben in dem Gebiete der Tragödie. Leider zog der große Feldherr des großen, oströmischen Casars nicht sehr an, und er theilte das Loos mit Raupach's „Conradin von Schwaben.“ „Otto von Wittelsbach,“ gegen den der celebrirte L. Tieck einst in seinen dramaturgischen Blättern so schonungslos, aber ohne zureichende ästhetische und dramatische Motive zu Felde zog, behauptet sich noch immer auf seiner Glanzhöhe. Freylich trägt ein Esclair, den wir oft den ersten Künstler Deutschlands nannten, durch seine vollendete, meisterhafte Darstellung allerdings den, diese Dichtung Babo's in unverweklicher Jugendfrische, in stolzer Kraft zu erhalten, und man möchte zur Behauptung verleitet werden: Ohne Esclair kein „Otto von Wittelsbach“ mehr! Allein, wer hat sich bereits nicht schon längst überzeugt, daß dieses Drama einen gesunden Lebenskern in sich trägt, der immer und immer, so lange das deutsche Volk seine Kraft fühlte und die Charaktergröße seiner Ahnen noch zu begreifen vermag, wie ein kräftiger Baum Äste und Zweige treibt. Dem Dichter wird Niemand die unselige That in Rechnung bringen — sie wird aber, wenn wir uns mit Abscheu von ihr wegwenden, den großsinnigen, unglücklichen Otto nicht schlechterdings verdammen, der ein hoher, tragischer Charakter ist. Ist ein Oöipus, der den Laius erschlägt, kein tragischer Charakter? Ja! Streichen Sie alle mächtigen Leidenschaften aus dem menschlichen Herzen mit einem Resensenten-Federzuge weg, und wir müssen, da es keine „Emotion“ mehr geben darf, mit dem trefflichen Dichter der „Todtentranze“ die Klage anstimmen, daß die Erde ein finsterrer, dumpfer Winkel ohne Leben und Licht ist! Warum tadelte der so sehr gefeyerte Romantiker diesen „Otto“ Babo's? Er war übler Laune! Man nahm damals das

harte Urtheil einer Autorität wie ein Geschmacks-*Decretan*, aber wir bekennen das Nicht und Nie zu diesem seltsamen Richterausspruch! Inzwischen sind diese dramaturgischen Blätter vergessen! — Immer schmerzlicher berührt es uns, daß ein Zweig vom damals blühenden Stamme der Hohenstauffen auf eine so gewaltige, grausenbarte Weise gebrochen wurde. Aber ist ein Carl von Anjou vielleicht tragischer, weil er den letzten Sprossen des berühmten Geschlechtes auf dem Schaffote geschlachtet hat? (Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r.

Flowers of German Poetry; selected and published by Dr. J. G. Flügel. Leipzig, printed for Julius Klinkhardt. 1835. 8.

Diese neueste Arbeit des unermüdetlich thätigen und verdienten Sprachforschers, Hrn. Dr. Flügel, ist eine Blumenlese deutscher Poesien, zusammengetragen aus den Werken der bekanntesten und zum Theil beliebtesten Dichter unseres Vaterlandes, mit der gegenüberstehenden englischen Übersetzung, wahrscheinlich zum Gebrauche für solche deutschlernende Engländer, die noch nicht selbstständig genug in ihrer Sprachkenntniß sind, um ohne dergleichen Beyhülfe zum Genuße unserer Poesie gelangen zu können. Das hier angewendete Mittel ist allerdings einfach und zweckmäßig genug; nur glauben wir, daß, um die Absicht des Verfassers in ihrem ganzen Umfange zu erreichen, die Übersetzungen, wäre es auch auf Kosten der poetischen Form, treuer, wörtlicher seyn müßten, als sie es wenigstens der Mehrzahl nach sind. Über den Werth der gelieferten Gedichte ist natürlich nicht der Ort hier, ein richterliches Urtheil zu fällen; wir haben es hier nur mit der Auswahl zu thun, und in dieser Hinsicht nehmen wir an (da Hr. Dr. Flügel sich nicht selbst als den englischen Übersetzer der gesammelten Gedichte nennt), daß seine Auswahl sich nach dem Vorrathe der bereits vorhandenen, ihm bekannt gewordenen Übersetzungen richtete, und daß die werthvollsten, gleichsam geheiligten Melodien, durch welche viele dieser, sonst unbedeutenden Lieder im Munde unseres Volkes leben, ihn zur Aufnahme derselben bestimmten. Beyden Rücksichten räumen wir ihr volles Gewicht ein, und erklären aus ihnen, was wir unter anderen Umständen, bey einer Blumenlese deutscher Poesien, nicht wohl zu erklären wüßten. Manche der englischen Übersetzungen thun sich, wie gesagt, zwar nicht durch Treue, aber durch poetische Einleidung und Auffassung hervor, und nehmen sich in ihrer neuen Gestalt als englische Gedichte nicht übel aus; mehrere derselben dürfen wir wirklich gelungen nennen. Das Buch verdient wegen der Correctheit des Druckes, und der Richtigkeit des Aushern die lobendste Anerkennung, die wir auch seinem gemeinnützigen Zwecke nicht versagen wollen.

A general english and german Glossary; or collection of words, phrases etc. etc. from the time of Chaucer to the present century by C. A. E. Seymour, A. M. revised and augmented by Dr. J. G. Flügel. Leipzig, printed for Ernest Fleischer. 1835. gr. 8. Auch unter dem deutschen Titel: Allgemeines englisch-deutsches Glossarium u. s. w.

Ein zweytes Werk des obgenannten Sprachforschers unter vorstehendem Titel verdient unsere Aufmerksamkeit; es ist eine neue durch eine Menge von werthvollen Zusätzen bereicherte Auflage des bekannten Seymour'schen Glossariums. Die neuere Bearbeitung des Hrn. Dr. Flügel ergänzt manche Lücke in diesem übrigens sonst brauchbaren Werke, welches zu seiner Zeit von Engländern und Deutschen nach Verdienst gewürdigt worden ist. Ein ganz erschöpfendes, alle Forderungen und Bedürfnisse befriedigendes Glossarium gehört freilich noch unter die Desiderata, allein im Vergleich mit dem früheren Mangel an Materialien der Art, haben wir alle Ursache, für das hier Geleistete dankbar zu seyn, ja bey einem nur oberflächlichen Zusammenhalten mit anderen, z. B. den bekanntesten Scharfpear'schen Glossarien, fällt das Resultat sehr zu Gunsten des in Rede stehenden verdienstlichen Werkes aus. Daß, wie der Verfasser selbst richtig bemerkt, bey einem Glossarium keine weitläufigen Sach- und Abstammungs-erklärungen geliefert werden können, wird jeder einräumen, der den Zweck und den begrenzten Umfang eines Hilfsmittels, das kein Wörterbuch seyn kann und seyn soll, in Anschlag bringt. Die Vervollständigung der dem Texte vorangehenden Liste von Dichtern und Schriftstellern, deren Werke die Veranlassung zu den gegebenen Erklärungen liefern, wird wohl bey einer späteren, noch reicher vermehrten Auflage erfolgen, in welcher wir zugleich die noch hin und wieder fühlbaren Lücken in den Materialien selbst ausgefüllt zu sehen erwarten dürfen. — Für die Schönheit der Auflage, wie für die Correctheit des Druckes bürgt die allgemein anerkannte Ernst Fleischer'sche Firma. W.

(Mit Nr. 20 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.